

Halleische Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Geschäftsstelle Halle, Leipzigerstraße 67.

Halle a. S., Donnerstag 29. Juli 1897.

Verleger Bruno Schönlank Halle, Leipzigerstraße 67.

Deutsches Reich.

Von der Nordlandreise Kaiser Wilhelms wird berichtet, daß der Monarch am Mittwoch Vormittag nach guter Fahrt in Bergen eingetroffen ist.

Die Kaiserin kehrt am Sonnabend von Tegernice nach Berlin zurück. Am Montag, dem Geburtstage des Prinzen Oskar, fand das schon früher erwähnte, vom Lehrtr. Pöppel arrangierte Kinderfest in Tegernice statt.

Die Kaiserin Friedrich empfing gestern den italienischen Botschafter Grafen Sanga, der zur Willkommensfeier wurde. Nachher empfing die Kaiserin auch den Botschafter von Belgien, Grafen de Keyserling.

Der Minister für Handel und Gewerbe, Drefeld, sowie der Unterrichtsminister, Schönlank, haben sich auf Urlaub begeben.

Am Stelle des nach Antwerpen verlegten bisherigen Generalconsuls in Sidney Wolfram ist der bisherige Ministerresident in Bangkok Herrmann unter Verleihung des Charakters als Geheim Legationsrat zum Generalconsul des Reiches in Sidney, und der bisherige Generalconsul in Panama Herr von Sedewitz zum Ministerresidenten in Bangkok ernannt worden.

Auf große Forderungen für den Eisenbahnbau bereiten die Reichsminister sich vor. Inzwischen ist die finanzielle Bedienung, welche in den preussischen Finanzen eingetretet ist, und sich namentlich in dem hohen Ueberschuß des Jahres 1895/96 und dem abnehmenden noch nicht bekannten, sicher aber erheblich höheren Ueberschuß des Jahres 1896/97 widerspiegelt, zu einem erheblichen Theile aus dem Steigen des Ueberschusses der Eisenbahnverwaltung herrührt, ist nicht bereits dargelegt.

Neben der Ermäßigung der Betriebsausgaben spielt dabei naturgemäß die Steigerung des Verkehrs eine sehr beträchtliche Rolle. Aber diese erfreuliche und erquickende auch noch fortwährende Steigerung des Verkehrs, wie auch die namentlich des Güterverkehrs ist, finanziell betrachtet, keineswegs eine reine Freude, sondern sie bedingt, auch abgesehen von der damit zusammenhängenden Erhöhung der Kosten des Betriebes im engeren Sinne, sehr beträchtliche Mehraufwendungen.

In wie raschem Tempo auch immer in den letzten vier Jahren die Betriebsmittel der preussischen Staatsbahnen vermehrt worden ist, so genügt das rollende Material derselben doch noch immer nicht den wachsenden Bedürfnissen des Verkehrs, und es wird daher darauf Bedacht genommen werden müssen, die nötigen Mittel bereitzustellen, damit, wenn die jetzt vergeblichen Lieferungen von den voll beschleunigten Lokomotiven und Waggonsabriken ausgeführt sind, neue Beschaffungen erfolgen können. Aber nicht bloß das rollende Material, auch die stehenden Einrichtungen und Anlagen der Bahnen reichen vielfach zur befriedigenden Bewältigung des wachsenden Verkehrs nicht mehr aus. Dies gilt namentlich von einer Reihe von Bahnhöfen, deren Erweiterung und zweckmäßige Einrichtung zum unabweisbaren Bedürfnis geworden ist. Bereits in dem Nachtragsbudget zum Staatshaushalt für das laufende Jahres sind einige erste Bauprojekte für Bahnhöfen der besagten Art ausgedrückt. Aber mit der Bauprogramme dieser Anlagen ist dem Bedürfnis nicht genügt, der Kreis der zu verbessernden Bahnhöfenanlagen ist größer, und es werden daher eine Reihe neuer Bauten in Aussicht zu nehmen sein.

Nach den geltenden Verwaltungsverfahren werden die Mittel zur Vermehrung des rollenden Materials der in Betrieb befindlichen Staatsbahnen, soweit dafür nicht die Dispositionsfonds für unvorhergesehene Ausgaben der Eisenbahnverwaltung herangezogen werden kann, und für die Erweiterung und Verbesserung der stehenden Anlagen nicht mehr durch die Staatseinnahmen, sondern durch den Etat häufig gemacht. Nach diesen Erfahrungen dürfen daher in dem Extraordinarium der Eisenbahnverwaltung für 1898/99 die nötigen Mittel ausgedrückt werden, und es ist daher wahrscheinlich, daß der schon ausnahmsweise hohe Betrag dieses Extraordinariums für das laufende Jahr dabei noch überschritten werden wird.

Dem Vernehmen nach haben sich in letzter Zeit Bestrebungen bemerkbar gemacht, welche darauf abzielen, innerhalb der deutschen Zifferlei einen eigenen Feuerwehrgesetz-Verband zu gründen. Gegen diesen Plan stehen die A. M. M. energisch zu Felde, indem sie Folgendes ausführen: Es ist nicht abzulehnen, was oft die unglücklichste Idee der Errichtung einer eigenen Feuerwehrgesetzgebung innerhalb eines Reichslandes aufzufassen. Man kann eine Erklärung dafür nur darin finden, daß die Säulen im Reichswehrgesetz sich durch ganz außerordentliche Umstände zu einer verfehlten Ausfüllung von dem Wesen der Versicherung verlieren lassen. Es glauben an Schiffern, Landwirten, wie überhaupt Verwaltungen, sollten viel sparen zu können, und überlegen, daß das Hauptvermögen einer Lebensversicherung Versicherungsgesellschaft, auch auf Gegenstände, in der Vermögenslosigkeit der Waisen besteht. Die Versicherung der Versicherungsgesellschaft, um so eher ist die Aussicht auf einen vernünftigen Ausgleich der Schäden und der Widmen vorhanden. Jeder haben das zu

ihrem eigenen Schaden schon verschiedene Berufswelge bezug. Bestrebungen derselben veranlaßt. Wir erinnern nur daran, daß vor Jahren der Verband deutscher Müller ein ähnliches Unternehmen in die Wege geleitet hatte. Nach kurzer Zeit erreichte es ein Ende. Und noch vor kurzem hat sich ein ähnliches Unternehmen der gemischte Industrie Zersplitterung infolge der Bestrebungen einiger Projektentwickler zum gleichen Ziele gelangen. Sie hätte einen solchen Erfolg, daß die dem Versicherungsverbande beigetretenen Firmen an die Nachbarn, die sie bei der Auflösung des Verbandes leisten müßten, noch keine denken werden. Wenn die deutsche Zifferlei sich durch solche Erfahrungen von Betrieben bester Wege nicht abbringen lassen will, so ist ihr eben nicht zu helfen. Das sind nicht die Finger verbrannt haben, ehe es das Feuer löst.

Die Nord. Allgem. Ztg. schreibt: Die in Münster erscheinende Tageszeitung „Westfälische Rundschau“ hat in die Welt gebracht, die Unterhändler beim Abschluß des deutsch-russischen Handelsvertrages hätten es bei der Ratifizierung des Vertrages derart an Aufmerksamkeiten fehlen lassen, daß es den russischen Unterhändlern gelang, eine bedeutende Abgabe zu erzwingen. Über die Einzelheiten in dem Vertrag hinsichtlichsmäßig, nur beifügen wir, daß die Erklärung ermächtigt, daß diese Mitteilung, welche von einem großen Theil der Presse, theils mit, theils ohne Kommentar, wiedergegeben wird, vollständig aus der Welt gestrichen ist.

Nach der Regelung der Gehälter der höheren und mittleren Beamten dürfte namentlich wohl auch bald an die Erörterung der Frage herangegangen werden, ob und in welchem Umfange den höheren eine Erhöhung ihres Gehältes zu Theil werden kann. Dabei dürfte wohl auch gleich die schon länger erregene Frage entscheiden werden, zu welcher Beamtencategorie die Förster zu rechnen sind. Dieser bilden sie eine Gruppe für sich zwischen Subalternen und Unterbeamten. Wenigstens stehen sie beiderseits ihrer Tagelöhner zwischen beiden.

Der Landwirthschaftsminister hat das unbefugte Verbot des Gebrauchs der Schußwaffen gegen fliehende Verbreiter seitens der Forst- und Jagdbeamten aufgehoben und dafür folgende Vorschriften erlassen:

„Beim Gebrauch der Waffen müssen die Forst- und Jagdbeamten sich stets verhalten, daß solcher nur soweit stattfinden darf, als die Erfüllung des bestimmten Zweckes, die Verfolgung der Wild- oder Jagdwild, oder die Forst- und Jagdunternehmungen bei thätlichem Widerstande oder gefährlichen Throbrufen nachdrücklich zu machen, es unerlässlich erfordert. In der Regel sind daher die Waffen nicht gegen fliehende Verbreiter zu gebrauchen. Der Verstoß ein auf der Flucht schwindender Verbreiter auf erfolgte Aufforderung die Schußwaffe nicht sofort ab, oder nimmt er dieselbe wieder auf, und ist außerdem nach den besonderen Umständen des einzelnen Falls in dem Mithalten oder Abzurufen des Schusses eine gegenwärtig, drohende Gefahr für Leib oder Leben des Forst- oder Jagdbeamten zu erkennen, so ist letzterer auch gegen den fliehenden zum Gebrauch seiner Waffe berechtigt. In jedem Falle sind die Waffen nur so zu gebrauchen, daß lebensgefährliche Verwundungen nicht eintreten können. Deshalb ist beim Gebrauch der Schußwaffe der Schuß möglichst nach dem Rücken zu richten und beim Gebrauch des Hirschjägers der Schuß nach dem Rücken des Gegners zu führen. Letzterem muß beim Gebrauch der Schußwaffe die größte Vorsicht anzuwenden werden, damit durch das Schießen nicht Dritte Personen verletzt werden, welche ohne Theilnahme an einer Kontraktion sich zufällig in der Schußlinie oder in deren Nähe befinden. In dieser Hinsicht ist besonders dem Aufmerksamkeits nöthig, wenn nach einer Wundung geschossen wird, in der sich ein Verdacht über ein hohes Gebirge besteht. In der Regel ist der Gebrauch der Schußwaffe überhaupt in der Nähe von Gebäuden zur Vermeidung von Feuergefahr möglichst zu vermeiden.“

Der Abgeordnete Dr. Sigl erklärt in seinem „Wagner. Vaterland“, daß die bekannten Aeußerungen der „Augsb. Abendz.“ in dieser Hinsicht falsch seien. Er habe gesagt:

„Wenn es uns gelingt, das Centrum zu getreten, wenn wir dafür eine maßvoll bayerische Partei wählen, und deren Vertreter auch nach Berlin schicken, dann ist ein einmüthiges, das öffentlich zu sagen - ist man uns dankbar, auch an hoher, an sehr hoher Stelle, wo man eine bayerische und wahrhaft bayerische Partei, an der man jederzeit eine Stütze findet, mit Freuden begrüßen wird. Diese maßvoll bayerische Partei existirt, in der es ist die Bauernpartei, die wirklich bayerische, die wahre Volkspartei.“

Demnach hat sich der Abgeordnete Dr. Sigl also wirklich zu der Mitteilung „ermächtigt“ gefunden, daß man „an sehr hoher Stelle“ die Verrichtung des bayerischen Centrums und seinen Ersatz durch eine bayerische Volkspartei mit Dank und Freude begrüßen würde, da man in der letzteren jederzeit eine feste Stütze haben würde. Die Wendung von dem „überwachen der Verfassung“ kommt nach dieser Darstellung auf Herrn Sigl nicht zu. Das Problem könnte es zweifelhaft erscheinen, ob man an der bezeichneten Stelle nachdrücklich über die Offenherzigkeit des Vaterlandbevolterers errent sei oder ob man sie nicht desavouiren will. Mängeler Hofverbindungen hat Herr Sigl allerdings lange gehabt, doch scheinen sie sich mehr auf gewisse Kanäle aus Bedienten zu befragen; ebenso ist man an den bezeichneten Stellen niemals sehr centruntsfreundlich gewesen, wie bereits 1889 die Verhandlungen über den damals für München geplanten deutschen Kaiserpalast bewiesen haben. Und zwar zum Theil in recht bräutlicher Art.

Die wackelnde Mittel- und Demokratie hat monarchische Gefühl zu untergeben sich bemüht, dafür liefert der „Stuttgarter Beobachter“ wieder einmal ein recht bezeichnendes Beispiel. Dieses Blatt giebt seiner Vermuthung darüber Ausdruck, daß aus Anlaß des fürthbaren Unwetters, welches viele Strecken Württembergs verüßtet hat, kein theilnehmendes Telegramm oder gar eine Sendung von Berliner Hof in

Stuttgart eingetroffen ist, während bei dem Brand des Pariser Wollhändlerbazarars Seine Majestät der Kaiser sogleich ein Kondolenztelegramm und 10000 Francs geschickt habe. Im Lande fragte man sich nach den tieferen Ursachen der verhängenen Haltung des Kaisers gegenüber dem Pariser Unglück und der Katastrophe im Süden des Deutschen Reiches. — Es genügt, demgegenüber darauf hinzuweisen, daß Se. Majestät der Kaiser schon vor einiger Zeit, wie auch durch viele Zeitungen ging, zur Unterstützung für die Geschädigten den Betrag von 10000 Mark gespendet hat.

Oesterreich-Ungarn.

Die Witten in Ungarn. In Folge Einlenken der Opposition hat sich die parlamentarische Lage in Pest sehr gehoben. Ein Kompromiß wird ernstlich erogen. Die Opposition soll die Opposition aufgeben, wogegen die Regierung zu einer Abänderung der Vorlage über das Strafverfahren bereit wäre. Eine endgültige Sitzung ist jedoch vor Ende dieser Woche kaum zu erwarten.

Portugal.

Furcht vor Unruhen. Nach Meldungen aus Lissabon hat die portugiesische Regierung aus Furcht, die Republikanismen in Lissabon zu erwecken, in den Hauptstädten militärische Maßnahmen getroffen. In der Sonabend-Nacht durchzogen Patrouillen die Straßen Lissabons und die Wachen verläßt. Am Sonntag wurde ein Militärtrupp abgehalten, der Maßnahmen zur Unterdrückung eventueller Unruhen beschließen haben soll. Die portugiesischen Wälder sprechen davon, daß verschiedene Generale und Offiziere entlassen und in den Anlagelager verlegt seien.

England.

John Bull's Unverfrorenheit. Dem „New-York Herald“ wird aus Washington gemeldet: Der Gesandte der Vereinigten Staaten in Honolulu, Sewell, theilt mit, daß die Engländer die 1000 Meilen südlich von Hawaii gelegene Palmyra-Insel besetzt hätten. Das Volk sagt, daß, nach einer Erklärung der hawaiischen Regierung, die Palmyra-Insel dem Gebiet der Vereinigten Staaten gehört, auf diese Insel durch eine von den Vereinigten Staaten gestellte Unternehmung besetzt werden sollten, der Präsident von Hawaii zu einem Protest gegen die Annexion der Palmyra-Insel veranlaßt wurde.

Bei der Erörterung des Marinebudgets im Unterhause.

Erklärte der erste Lord der Admiralty, Goschen, es befinde die Mittel, zu dem Bau der drei neuen Kreuzer, die in der Kriegszustimmung zu beschleunigen, außerdem würde in einem Nachtragsgesetz eine halbe Million Pfund (10 Millionen Mark) für weitere Schiffbauten beantragt. Er habe seiner Zeit gesagt, daß, wenn andere Mächte ihre Marinevergrößerungen, England hinter ihrem Beispiele folgen werde. Die Nichtung anderer Länder gebe daher, sehr stark, große Anreize zu bauen, die im Falle eines Krieges die Verbindungen Englands bedrohen würden. England sollte daher ebenfalls mächtige Kreuzer bauen, um ihnen zu begegnen. Die fremden Nationen hätten auch die neuesten Geschwader der englischen Torpedobatterien bemerkt und bemerkten deshalb ihre Pläne weitlich durch denartige Schiffe. Der Nachtragsgesetz bezeuge, dem weiteren Schiffbau anderer Nationen durch den Bau neuer Schiffe und durch die Beschleunigung des Baues der bereits begonnenen Schiffe zu begegnen; es werde beschließen, vier neue Kreuzer zu bauen, die geeignet seien, sich an Oefekten zu beteiligen und die Verbindungen Englands zu schützen. Außerdem sollten von dem Nachtragsgesetz 60 000 Pfund für vier neue Torpedobatterien verwendet werden.

Rudem Erce in Simla.

In amtlichen Kreisen in Simla meint man, der Angriff auf das englische Lager bei Palakand sei im Wesentlichen durch den religiösen Fanatismus eines einzelnen Mannes herbeigeführt worden und man glaubt nicht, daß es sich um einen planmäßigen Aufstand einzelner Stämme handle. Man hofft daher, daß die Unruhen infolge der rasch getroffenen Gegenmaßnahmen alsbald erlöschen werden.

Norbamerika.

Der Kampf mit Japan um Hawaii. Der frühere japanische Ministerpräsident Marquis Ito, der gegenwärtig in Paris weil, erklärt bezüglich der Hawaii-Frage, Japan würde natürlicherweise die Erhaltung des status quo, trotzdem welche die Amerikaner Kanais durch die Vereinigten Staaten Japan nicht gemien, wenn nur die auf den Sandwich-Inseln lebenden Japaner nicht befristet werden. Ein erster Konflikt wegen der Annexion sei ausgeschlossen.

Der Stand der Orientangelegenheiten.

Das Nachgeben des Sultans in der theilweisen Grenzfrage mocht offenbar in Konstantinopel einen unglücklichen Eindruck, als man erwartet hatte. Die beschleunigten, Hilfs-Rück dortigen Artikel der Zeitungen werden höchst kritisch als eine Anerkennung des Grundrißes, daß die mohammedanische Türkei vom christlichen Europa niemals das Recht habe, auf Gerechtigkeit Anspruch zu erheben. Das Gericht, das eine allgemeine Entwaffnung des Balkan bewerkstelligt, um einen gefährlichen Anbruch der stehenden Ereignisse hintanzuhalten, sowie daß jährliche Beschaffungen vorgenommen werden, ist falsch. Man hat sich darauf beschränkt, einige politische und militärische Maßnahmen gegen Manifestationen zu ergreifen und durch den Scheit in Jolan Ermahnungen an die Gerechtigkeit zu richten.

Einer Wiener Depesche des „Daily Telegraph“ zufolge dürften die Mächte die Zahlung der griechischen Kriegsschuldigung nicht verurtheilen. Es werde













[Nachdruck verboten.]

## Das Haus der Schatten.

11) Roman von Robert Koblrausch.

Ein Geräusch vom Öffnen der Thür hatte er nicht gehört; wer sollte auch jetzt, um diese Stunde, auf den Gedanken kommen, die heilige Gruft zu besuchen? Aber die Gestalt war verschwunden, und Georg hätte geglaubt, daß eine Schöpfung seiner Phantasie vor ihm aufgestiegen sei, wenn nicht doch die Spuren von Menschentritten im Schnee, die er beim matten Schein einer fernen Laterne jetzt deutlich zu erkennen meinte und die zu der kleinen Thür hinüberführten, ihm die Wirklichkeit der Erscheinung bewiesen hätten.

Aber was galt es ihm, ob Wirklichkeit, ob nicht? Das rasch erwachte Interesse war ebenso schnell wieder erloschen, und von Neuem fühlte er nur noch das bohrende, nagende Weh in seiner munden Brust um das verlorene Glück. Mit einem schmerzlichen Stöhnen wandte er sich ab, und indem er nun endlich heimschritt zu seiner öde gewordenen Behausung, nahm er in Gedanken den letzten Abschied von allen Hoffnungen eines zukunftsvollen Herzens.

### Viertes Kapitel.

Es giebt im alten Hildesheim ein paar Straßen, so eng, so dunkel und schmal, daß man sich in eine der kleinen italienischen Städte versezt glaubt. Nur der Schmutz fehlt hier, der dort als nothwendig gilt, das Pflaster ist reinlich, aber darüber erheben sich die Häuser so nahe an einander, nach oben zu immer mehr über den schmalen Pfad herüber wachsend, daß man von Fenster zu Fenster dem Nachbar die Hand reichen kann und daß die Ragen, die hier in reichlicher Anzahl hausen, mühelos von einer Seite der Straße zur andern hinüber springen. Licht und Luft finden kaum den Weg unter die zu einander geneigten, altersbraunen Gebäude, und auch der Schnee bedeckt hier sparsamer das Pflaster, wenn ihn der Wind nicht vom Eingang her mit Gewalt hineintreibt.

In einem kleinen, fast nächtlich dunklen Zimmer, das im zweiten Geschos eines dieser Häuser lag, befanden sich ein Mann und ein Kind. Es war gegen Mittag, aber die beiden Gestalten waren trotzdem nur mühsam zu erkennen; denn die Fensterscheiben, die von denen des Nachbarhauses um Armeslänge kaum entfernt waren, zeigten außer dem Ueberzug von Staub und Schmutz noch einen solchen von dichter, blauer Fliegen-gasse, der dem geringen Lichte den Eingang noch mehr erschwerte.

Der Mann saß unmittelbar am Fenster, mit dem Ausbessern eines Rohrstrahls beschäftigt, an dem er eifrig kloßte. Im Hintergrunde des Zimmers, nahe an einem roßbraunen, eisernen Ofen, auf dem ein zugebedeckter Topf leises Gebrodel hören ließ, hatte das Mädchen sich auf einen Schemel getauert und strickte. Nur selten sah der Mann von seiner Arbeit auf; dann aber war es ein Blick der Liebe, der aus seinen runden, rothumränderten Augen zu dem Kinde hinüberflog. Er war ein häßlicher Mensch

mit plattem, gewöhnlichem Gesicht, schon ergrauendem, wirrem Haar und Bart, obwohl er kaum vierzig Jahre zählen konnte; die mächtige Zärtlichkeit aber verschönte ihn, die in solchen Augenblicken in seinem Gesicht aufleuchtete. Bekleidet war er sehr ärmlich in einen verschliffenen, braunen Anzug, der ihm zu weit war und nur an Hals und Händen ein wenig schmutzige Wäsche sehen ließ.

Eben hatte er wieder zu dem Mädchen hinüber geschaut, als er seine Arbeit für einen Augenblick sinken ließ und mit einem der feinen Nohre leise auf das Holz der Fensterbank klopfte. Hurtig sprang das Kind empor und trat an seine Seite. Und nun begann er mit ihm zu reden, wortlos, ohne Laut, in der hastigen Geberdensprache der Taubstummen.

„Hast Du noch keinen Hunger, Hanne?“ fragte er.

„Nein, Vater, es ja noch nicht wölk.“

„Was kochst Du uns denn Gutes?“

„Ein schönes Essen, Weißkohl mit Speck.“

„Ich rieche es schon. Das riecht gut.“

„Sehr gut. Und ich weiß auch, wie man es kochen muß.“

Karoline hat es mir gezeigt.“

„Du mußt ihr immer dankbar sein, Hanne. Undankbare Menschen hat der liebe Gott nicht lieb.“

„Ich bin auch nicht undankbar, Vater.“

Er versank für einen Augenblick in ein finsternes Sinnen, als habe die Erinnerung an eine trübe Erfahrung ihm bittere Gefühle erweckt; aber die Wolke von seiner Stirn verschwand eilig wieder, sobald er in das freundliche Gesicht seines Kindes sah. Schon hob er die Hand, um die Unterhaltung fortzusetzen, als ein Knarren der Treppe draußen und ein festes Klopfen an der Thür das Mädchen aufhorchen ließ. Der Mann hatte in dem festen Schweigen, das ihn für immer umgab, das Nahen des Besuchers nicht bemerkt, das Kind aber machte ihm ein Zeichen und eilte zur Thür, sie zu öffnen.

„Guten Tag, Herr Doktor,“ sagte die Kleine, als sie den Besucher hatte eintreten lassen, in dem ihr an das Dämmerlicht gewöhntes Auge den Doktor Jaksch sogleich erkannt hatte. Sie sprach höflich und freundlich, aber ein tiefes Unbehagen drückte sich in ihren Zügen aus. Der Doktor achtete nicht darauf; er hatte seine hohe Gestalt bücken müssen, als er in die Thür getreten war, und auch im Zimmer hier berührte sein Kopf beinahe die Decke. Er schaute sich schweigend um in dem finsternen, vom Geruch des auf dem Ofen brodelnden Kohls erfüllten Gesaß, das eher der Behausung wilder Thiere, als einer menschlichen Wohnung gleich. Ein böses Lächeln zuckte um seinen Mund, als er nun zu dem Kinde sprach:

„Ihr habt es hübsch hier, Hanne, was?“

„Ja, Herr Doktor.“

„Und Dir geht es gut, nicht wahr? Wirßt ja alle Tage größer und schöner.“

„Ja, Herr Doktor.“

Er lachte laut auf; seine sonst weich abgetönte Stimme war hart und kalt, wenn er so lachte. „Ja, Herr Doktor,“ wieder-

holte er. „So ist's recht; nur immer hübsch ja sagen, das ist die Hauptsache für Deinesgleichen. Und nun geh' hinaus, ich habe mit dem Vater zu sprechen.“

„Ja, Herr Doktor.“

Eilig, als hätte er ihr ein Geschenk gemacht mit der Erlaubniß, zu gehen, verließ sie das Zimmer. Der Doktor trat nun zu dem Taubstummen heran, der sich bei seinem Eintritt erhoben hatte und dicht am Fenster stehen geblieben war.

„Guten Tag, Bäsman!“ sagte er, indem er nicht laut, aber mit deutlicher Accentuirung sprach und dem Anderen das Gesicht zuwandte, so daß er die Bewegung der Lippen genau verfolgen konnte.

Der Taubstumme machte einen Versuch, zu sprechen; ein grunzender, unartikulirter Ton kam aus seinem Munde. Nervös schüttelte der Doktor den Kopf. „Nicht Ihre Redebübungen, Bäsman, das liebe ich nicht. Schreiben Sie, wenn Sie sich mit mir verständigen wollen. Nehmen Sie Ihre Tafel, ich habe Sie einiges zu fragen.“

Der Andere gehorchte und nahm von der Wand am Ofen eine Schreibtafel herab, an der mit Bindfaden ein Griffel befestigt war. Der Doktor hatte sich auf den einzigen Stuhl gesetzt, der sich in dem Raume befand und den der Taubstumme vorher inne gehabt hatte. So kniete dieser vor der schmalen Fensterbank nieder, auf die er die Schreibtafel stützte.

„Achten Sie genau auf meine Worte. Ich komme wieder einmal wegen des Kindes, des Knaben, den ich durch Sie vor zwanzig Jahren bei Ihrer Schwester habe unterbringen lassen. Haben Sie neuerdings nichts von ihm gehört?“

Bäsman antwortete, ohne die Tafel zu Hilfe zu nehmen, durch ein lebhaftes, nachdrückliches Kopfschütteln.

„Der Vater des Kindes, der mein Freund ist,“ er betonte die Worte noch schärfer, als seine früheren, „wüßte gern etwas über den Knaben, der ja nun herangewachsen sein muß. Es war unverantwortlich damals von Ihrer Schwester, den Burschen fortlaufen zu lassen. Haben Sie denn noch immer nichts über ihn erfahren?“

Jetzt begann der Taubstumme zu schreiben, wie er es gewohnt war, in einem kurzen, abgerissenen Telegrammstil, der Zeit und Mühe für den Schreibenden und den Wartenden sparen sollte. „Nichts, gar nichts. Nie wieder 'was gehört.“

„Ob er denn wohl noch lebt?“ Leise, mit ein wenig bebender Stimme that der Doktor die Frage. Der Andere aber las ihn die Worte von den Lippen und schrieb seine Antwort nieder. „Weiß nicht. Seit einem Brief an Schwester aus Berlin verschollen. Nun vier Jahre.“

Der Doktor nickte, dann runzelte er die Stirn. „Sie und Ihre Schwester, Sie haben die ganze Schuld. Hätten Sie aufgepaßt, so wäre er nicht fortgelaufen. Auch hätten Sie etwas erfahren können, wenn Sie sich nur wirklich Mühe gegeben hätten.“

Er stand auf und nahm seinen Hut. „Ich hätte mir's denken können, daß es vergeblich war,“ sagte er mehr zu sich selbst, als zu dem stummen Zuhörer, und ging zur Thür. Noch bevor er sie aber geöffnet hatte, ließ einer der unartikulirten Redeversuche Bäsman's, ein Ruf, ein Stöhnen ihn stehen bleiben und sich umwenden.

Mit geballten Fäusten stand der Taubstumme ihm gegenüber, dann lösten sich die zusammengekrampften Finger, und er begann zu reden mit hastiger, leidenschaftlicher Geberdensprache. Ein spöttisches Kopfschütteln des Doktors erst brachte ihn zur Besinnung. Er griff zur Tafel und schrieb. Der Griffel knirschte auf dem Schiefer unter der eiligen Hand. Dann hielt er dem Doktor das Geschriebene hin: dieser nahm es und las:

„Versprochen. Fest versprochen. Damals, als Brief kam. Für Hanne sorgen. Muß heraus. Muß in andere Wohnung. Wird mir hier krank. Stirbt vielleicht. Versprochen. Versprochen.“

Der Doktor hatte sich von ihm abgewandt, während er las. „Wirßt Du mir unbequem?“ murmelte er jetzt, und sein Mund verzog sich wie der eines Raubthiers, das die Zähne fletscht. Aber es war nichts mehr davon zu sehen, als er jetzt wieder dicht vor den Taubstummen hintrat und zu ihm sprach, indem er mit einem festen und starren Blick ihm in die Augen sah, von dem er wußte, daß er dadurch eine Macht über andere Menschen auszuüben im Stande sei.

„Sie schreiben da von Versprechungen. Haben Sie etwas darüber schriftlich? Sie brauchen mir nicht zu antworten; ich weiß, daß Sie nichts haben. Aber heute sage ich Ihnen dies: Geben Sie sich Mühe. Suchen Sie! Finden Sie die Spur des fortgelaufenen Burschen. Dann soll Alles geschehen, was Sie für Hännchen wünschen.“

Der Andere zog in lebhafter Erregung die Schultern in die Höhe und erhob die Hände.

„Sie können, wenn Sie wollen. Sie haben die einzige Spur, verfolgen sie die. Und wenn Sie mir ausgefunten haben, was ich wissen will, dann soll etwas für das Mädchen geschehen, dann soll es hier heraus, und wir wollen eine große Dame aus ihm machen.“

Er brach ab und löste den Blick aus den Augen des Anderen. „Guten Morgen,“ sagte er dann und wandte sich zum zweiten Male zur Thür. Diesmal ließ der Taubstumme ihn hinausgehen, ohne ihn zurückzuhalten.

Bei der Verheißung, daß aus dem bleichen, geliebten Kinde ein gesundes Mädchen, eine große Dame gemacht werden solle, und unter dem fascinirenden Einfluß der starr auf ihn gerichteten Augen war ein freudiges, glückliches Lächeln auf dem gedunsenen, häßlichen, farblosen Gesichte des Taubstummen erschienen. Es verweilte dort auch noch einen Augenblick, nachdem der Doktor gegangen war. Unmählich aber verschwand es und machte dem Ausdruck eines grimmigen Hasses Platz. Er hob seine Arme und schlug die geballten Fäuste gegeneinander, als könne er seinen Feind dazwischen zermalmen. Dann schüttelte er sie gegen ihn in der Luft, und indem er zugleich mit sich selbst zu reden begann in den unverständlichen, gurgelnden Lauten, die seine Sprache waren und wie das Drohen eines gereizten, zornigen Thieres das Zimmer durchhallten, erschien er in der graublauen Dämmerung des finsternen Raumes wie ein böser, racheverheißender Dämon.

Seine Hände aber sanken nieder, und sein thierisches Zörn verstummt, sobald die Thür sich leise wieder öffnete und Hännchen hereintrat. Er ging auf sie zu, ergriff ihre Hand und streichelte ihr Haar. Dann begannen seine Finger von Neuem zu sprechen.

„Gieb Acht, Hännchen, aber sag' es keinem Menschen wieder, was ich Dir heute sage. Hüte Dich vor dem Manne, dem Doktor. Er ist ein schlechter und grausamer Mensch. Aber ich bin klüger, als er meint. Was ich nicht höre, das sehe ich. Von den Lippen der Leute kann ich lesen, auch wenn sie nicht mit mir sprechen. Ich habe Vieles gelesen und weiß Vieles, wovon sie es nicht denken. Und wenn Du groß geworden bist, will ich es Dir sagen.“

Er hielt inne, die Erregung, die sich seiner von Neuem bemächtigt hatte, verlor sich. Noch einmal streichelte er ihr das glatte Haar, dann sagte er in seiner Zeichensprache: „Komm, Hännchen, jetzt wollen wir essen.“

(Fortsetzung folgt.)



[Nachdruck verboten.]

# Im Banne des Hauses.

Von A. Trinius.

(Fortsetzung.)

Doch auch der umbuschte Garten hinter dem Hause war ihr lieb und theuer. Dort an der Hecke hatte sie als Kind die erste Bekanntschaft des Nachbarkindes gemacht. Daraus war eine Kinderfreundschaft entstanden, und als er dann als Student nach Heidelberg ging und fast ein ganzes Jahr ausblieb, da merkten Beide, als sie sich zum ersten Male wieder über dem grünen Zaun die Hände reichten und sich in die Augen sahen, daß ein anderes Gefühl Platz in ihren Herzen genommen hatte. Als er ihre Hand so fest drückte, als wollte er sie nicht wieder losgeben, als ein ganz eigener Blick ihre Gestalt leicht streifte und dann in ihren Augen sich festzuhaften schien, — da wußte sie plötzlich gar nicht, was über sie gekommen war. Sie konnte den Blick nicht mehr erwidern, Flammen schlugen über ihr Gesicht, ein unbekanntes Gefühl durchströmte ihre Brust — sie riß sich los, stammelte ein paar Worte und flüchtete ins Haus.

Nun war die Liebe auch über sie gekommen! Hinter der Stadtmauer jenseits des Schlosses, wo unter grauen Weiden schläfrig ein Bächlein rinnt, da trafen sie sich eines Abends. Es war um die Dämmerzeit. Ueber den Waldbergen drüben stand die scharfe Mondsilber; von den Wiesen herüber klang das Zirpen der Grillen. In diesem Abend sagten sie sich, was ihre Herzen selig füllte und daß sie immer treu zusammenhalten wollten.

Damals zählte sie erst achtzehn Jahre. Das Jahr darauf zogen seine Eltern nach Berlin, wo er jetzt selbst seiner Studien halber lebte. Das gab Seufzer auf beiden Seiten, und die nächsten Wochen war es Christine gar nicht möglich, in den Garten zu gehen, ohne daß es ihr in die Augen schoß, wenn sie an der grünen Hecke entlang schritt. Hier hatte es einst begonnen. Doch will's Gott, soll es auch einmal hier im Hause enden. So malt sie sich ihre Zukunft aus, wenn sie als Herrin an seiner Seite mit gedoppelter Freude walten wird. Nach vollendetem Studium wollte er bei ihrem Vater um sie anhalten, so war es zwischen Beiden ausgemacht.

Doch das Schicksal hatte es anders bestimmt. Christine hatte noch nicht das zwanzigste Jahr vollendet, da traf ein Schlaganfall den Vater. Drei Tage später starb er in ihren Armen. Zu den Leidtragenden, welche dem allgem. beliebten Beamten das letzte Geleit gaben, wählte auch Christinens Verlobter. Als wolle er dem Todten noch auf dem letzten Gange sagen, was er dem Lebenden bisher verschwiegen, so führte er die Gespielin seiner Kinderjahre hinter dem Sarge, der so viel Liebes umschloß, an seinem Arm zur offenen Gruft.

Verwandte besaß die Verwaiste nicht in der Stadt. Es waren einige von außerhalb gekommen, und nach der Rückkehr vom Friedhofe ward im Sterbehause über die Zukunft Christinens berathen. Allen Vorschlägen setzte sie ein bestimmtes „Nein“ entgegen. „Laßt mich nur hier im Hause. Ich fürchte mich nicht. Ich nehme mir ein Mädchen zu Schutz und Hilfe und dann wird es gehen.“ Dabei blieb sie. Und so ehrte man ihren Wunsch. Am nächsten Morgen nahm Otto, ihr Verlobter, von ihr Abschied. „Wenn die Trauerzeit vorüber ist,“ sagte er ihr, „wollen wir öffentlich unsere Liebe vor der Welt bekennen!“ Sobald ich dann in einigen Jahren auf festen Füßen stehe, soll uns nichts mehr trennen.“

Sie neigte sich in tiefstem Schmerz auf seine Schulter und weinte still.

Fortan kam er nicht wieder, „des Geredes wegen.“ Doch Brief auf Brief flog in das stille Haus und mit ihm milder Sonnenschein in das Gemüth der Einsamen. Ein Jahr darauf gingen die Verlobungsanzeigen an Freunde und Verwandte. Ihr Haus für einige Tage der Dienern überlassend, war Christine nach Gotha gefahren. Dort traf sie mit ihrem Verlobten zusammen, und bei einer bekannten Familie feierten sie geräuschlos den Festtag.

Ihr Verlobter hatte sich dem Studium der Medizin gewidmet. In zwei Jahren, so ward jetzt verabredet, sollte die Hochzeit sein. Während dieser Pause sahen sie sich nicht wieder. Christine aber schienen diese Jahre in dem einsamen Hause unendlich lang. Erst hatte sie die Monate gezählt, dann die Wochen, endlich die Tage. Nun mußte bald ein entscheidendes Wort kommen. Und es kam. Er theilte ihr mit, daß sie im

kommenden Frühling ihr Nest sich bauen wollten, um dann frühlich den Wettern des Lebens gemeinsam Stand zu halten. Dies Alles möchte er ihr aber selbst noch im alten Jahre sagen. Er sei jetzt in Würzburg und gedenke nur den Weg über X. zu nehmen. Am Sylvester treffe er dort ein. Bei einem Glase dampfender Bowle wollten sie alles Weitere besprechen und auf eine helle Zukunft anstoßen.

Dieser Brief, so kurz sein Inhalt war, hatte Christine mit jubelnder Freude erfüllt. Zwei lange Jahre Trennung — morgen hielt sie ihn in ihren Armen und dann — dann war Alles gut! Feuer und Leben war sie am nächsten Tage, und obgleich sie genau wußte, daß er vor Abend kaum eintreffen konnte, überraschte sie sich doch immer wieder am Fenster, mit sehnen Augen die Straße hinauf blickend. Dämmerlicht webte bereits über der Stadt; am kalten Himmel glitzerten die ersten Sterne, da klang das Geläut eines Schlittens herauf.

Christine flog an's Fenster. Gleich darauf sauste das Gefährt vorüber, ein Gesicht bog sich nach oben, dann war er ihren Blicken wieder entschwunden. Ein Stück abwärts sah sie den Schlitten vor dem Gasthause halten. Sie eilte in die Küche, sie huschte zurück an den bereits gedeckten Tisch, mit zitternder Hand ordnete sie, was schon längst mit heißen Wangen, klopfendem Herzen und selig verklärtem Blicke geordnet war.

Nun ging die Hausthüre auf — Schritte hallen herauf — schon ist sie ihm entgegen — dann hängt sie an seinem Munde, birgt sich an seiner Brust.

„Endlich! Endlich!“ Jubel und Weinen mischt sich in ihre Stimme. — —

Ihrem Drängen und Bitten folgend, hat er sich am Abendtisch niedersetzen und wacker zugreifen müssen. Sie legt ihm vor, sie schenkt ihm ein, jedes einzelne Stückchen Zucker, das sie in seine Theetasse gleiten läßt, mit einem seligen Blick auf den Geliebten begleitend. Im grünen Kachelofen prasselt das Feuer; die Ampel verbreitet trauliche Helle in dem alterthümlichen Gemache.

Als er einmal bemerkt: „Eigentlich müßten wir in Puffärmeln, Sammthaube und Barett hier sitzen, wenn es stillvoll sein sollte!“, da schaut sie ihn dankbar an und erwidert hastig:

„Nicht wahr? Ja, hier ist's schön — so schön!“

Auch sie versucht zu essen, doch immer wieder sinken Gabel und Messer auf den Teller nieder; still, mit beruhigtem Gemüthe blickte sie ihn an, der so stattlich ihr gegenüber sitzt, dem der volle blonde Bart so prächtig zu Gesicht steht.

Sie läßt ihn gar nicht zum Reden kommen.

„Erst Dich stärken Liebster,“ lacht sie, „hernach wollen wir berathen und planen!“

Der Abendtisch ist abgeräumt. Die Magd setzt eine dampfende kleine Bowle zwischen den Beiden auf das buntemufterte Kissen, schiebt einen Teller mit Pfannkuchen hin und verschwindet dann wieder.

„Ja, Liebster,“ scherzt Christine, „bei mir ist um zehn Uhr Mitternacht für Dich — der Leute wegen!“ sagt sie reizvoll verlegen hinzu. „Darum müssen wir früher anfangen!“

Christinens Verlobter hat sich behaglich ein wenig zurückgelehnt und erzählt von seinem bestandenen Examen, seinen Studien, burschifolose humoristische Bemerkungen einfließend, welche Christine immer wieder zu lautem Lachen anregen. Und während sie ihm andächtig lauscht, malt sie sich zugleich aus, wie nun viel Hunderte solcher Abende in diesem Hause kommen werden, so genüthlich-anregend wie heute, eine Welt voll stillerhöfster Freuden ihr erschließend.

„Das trifft sich ja gut!“ sagt sie endlich, „unser alter Arzt ist hier vor einigen Wochen gestorben. Wenn Du jetzt in seine Stelle einrückst, ich glaube, die Stadt kommt Dir mit offenen Armen entgegen. Hast Du Dich hier schon angemeldet? Ich glaube, es wird nicht ohne Konkurrenz abgehen. Wir sind nämlich auf dem besten Wege, Großstadt zu werden,“ sagt sie mit freundlichem Scherzton hinzu.

„Und wenn fünfzig Kollegen sich melden, was sichts das mich an, Christine?“

„So ist's recht!“ lacht sie hell auf. „Muth schäme ich am Manne — und an meinem künftigen sogar doppelt!“

(Schluß folgt.)

Brief  
andere  
sprechen.  
  
er las.  
n Mund  
stetst.  
wieder  
indem er  
sah, von  
Menschen  
  
ie etwas  
ten; ich  
en dies:  
ie Spur  
n, was  
  
n in die  
einzige  
n haben,  
eschehen,  
ame aus  
  
nderen.  
zweiten  
hinaus.  
  
n Kinde  
en solle,  
richteten  
em ge-  
men er-  
machdem  
es und  
Er hob  
er, als  
ittelte er  
ch selbst  
ten, die  
ereizten,  
in der  
böser,  
  
ierisches  
ete und  
nd und  
Neuem  
  
wieder,  
dem  
ber ich  
ie nicht  
es, wo-  
st, will  
  
nem be-  
hr das  
Komm,



# Allerlei.

**W**äpft merkwürdige Sitten herrschen zum Theil unter den eingeborenen Völkern Hinter-Indiens, die vielleicht die ältesten Völker der Welt sind, von welchen sich noch bis zur Gegenwart Reste erhalten haben. Vor einiger Zeit weite der Ethnologe C. W. Kofset volle vier Jahre unter diesen Völkern, um von ihren Eigenschaften und ihrem Leben der Wissenschaft Kunde zu geben, so lange sie noch von der Kultur unangefastet sind. Aus den hochinteressanten Neuigkeiten, die Kofset über diese Völker zu berichten weiß, wollen wir nur einige der allermerkwürdigsten wiederzählen. Der berühmteste und noch am meisten bekannte unter den wilden hinterindischen Stämmen ist der *Moi*. Der Schmutz des Mannes nach europäischen Kunstbegriffen, der Bart, gilt unter diesen Menschen für die abscheulichste aller Naturgaben, die dem Menschen mitgegeben sind. Jeder erwachsene *Moi* trägt an einem Kollier aus Glasperlen oder ähnlichem Tand stets eine Art von Barette bei sich, mit der jedes Bartbärtchen, sobald es sich seinem unglücklichen Besitzer verräth, lauber ausgerupft wird. In den Ohren trägt der *Moi* je eine 10 bis 20 Centimeter lange Bambusröhre, in deren einer er Tabak, in der andern Tabakblätter oder Zigarettenpapier aufbewahrt. Zigaretten raucht bei den *Moi* Alles, Alt und Jung, Mann und Weib, — so unglücklich es klingt — sogar der Säugling bekommt eine Zigarette in den Mund, wie bei uns zu Lande einen Lutscher. Wenn eine Mutter müde ist, sich mit ihrem Kinde abzugeben, so schiebt sie ihm einfach eine brennende Zigarette in den Mund, damit es nicht zu weinen anfängt. Die Hauptnahrung der *Moi* ist Reis, daneben die süßlichen Knollen der *Batata*, auch Fleisch essen sie wohl, und zwar von jungen Schweinen oder von Affen, ferner auch das der Nieseneidechse *Hydrosaurus Salvador*. Den Todten, die immer erst im Zustande beginnender Verwesung begraben werden, da sie erst tagelang von den Weibern angeheult werden müssen, giebt man auch Speisen und Getränke mit, die natürlich die eigentliche Bestimmung haben, dem Verstorbenen vor seinem Eingang in die Geilde der ewigen Seligkeit als Nahrung zu dienen. Wenn er eine solche wirklich braucht, so würde er dennoch meist mit hungrigem Magen dort seinen Einzug halten müssen, denn gewöhnlich holen die trauernden Hinterbliebenen diese Speisen nach einigen Tagen, jedenfalls ehe sie verderben, wieder ab, um sie lieber ihrem eigenen Magen einzuverleiben. Das Hauptgetränk, ein Reisschnaps, führt die für unsere Ohren bedenkliche Bezeichnung *Schum-Schum*. — Das Volk der *Bunong* hat eine besondere Vorliebe für schwere Armbänder. Auch die *Bunong*-Männer haben stets eine Bart-Barette bei sich, die an einer um den Hals oder um den Leib gewundenen Kette hängt. Der Tiger liefert ihnen eines der größten Werkstücke, von dem freilich der allergeringste Gebrauch gemacht wird, der sich denken läßt, dies ist nämlich der Tigernurbar. Er dient — man sollte es nicht für möglich halten — als Werkzeug. Wenn der *Bunong* einen Feind hat, den er heimlich aus dem Wege schaffen will, so mißt er ihm die ganz fein geschnittenen Barthaare des Tigers unter die Speise. Die heruntergeschluckten Härchen setzen sich im Magen und den Gedärmen fest und rufen dort Entzündungen hervor, die die Verdauung derart stören, daß das arme Opfer abmagert und schließlich an Abzehrung stirbt. Die Fangzähne des Tigers werden bei den *Bunong* als Medikament benutzt oder auch zu Zigarettenspitzen verarbeitet.

**Herzog Dr. Karl Theodor in Bayern**, dessen ärztlichen Rath der Kaiser einholte, steht in erster Reihe unter den deutschen Augenärzten. Nicht seine bevorzugte Geburt hat ihm diese Stellung gegeben — obwohl er auch der erste deutsche Fürst ist, welcher sich die Heilkunde als Beruf erwählt hat —, sondern sein Können und Wissen auf diesem Spezialgebiete ärztlicher Kunst. Der Herzog hat nicht nur Medizin studirt und ist nicht nur dem Titel nach Arzt, sondern er übt die ärztliche Praxis wie tausend andere seiner Kollegen praktisch sehr fleißig aus und unterzieht sich mit großer Gewissenhaftigkeit allen Mühen dieser Thätigkeit. Er ist als Arzt für Jedermann zu jeder Zeit zu sprechen, er widmet seine ganze Kraft und Zeit den Kranken, die seine Hilfe suchen, ob Hoch oder Niedrig, Arm oder Reich, ohne Unterschied der Nationalität, des Standes und des Glaubens. Der wahren, uneigennütigen Menschenliebe, die den Herzog bestimmte, auf allen Pfund und alle fürstlichen Ehren, die ihm zustehen, zu verzichten und statt dessen Leid und Unglück zu mildern, setzt er dadurch die Krone auf, daß er den Armen auch noch die Kosten ihrer Kur bezahlt, er hat für die Nothleidenden stets offene Hand und giebt ihnen in eigenen Krankenhäusern unentgeltliche Pflege und Behandlung. Am 9. Aug. 1839 zu Hohenhofen geboren, betrieb Herzog Karl Theodor seine medizinischen Studien in München, Paris und Wien. An ersterer Universität gehörte er zu den fleißigsten Schülern des Augenarztes Professor von Hohnmünd. Bei dem vierhundertjährigen Stiftungsfest der Universität München 1872 wurde er zum Ehrendoctor ernannt; im folgenden Jahre absolvirte er dort die staatliche ärztliche Approbationsprüfung mit dem besten Bräditat. Seine Bedeutung als Augenarzt liegt hauptsächlich in der Richtung der operativen Behandlungsmethode. 1876 begann der Herzog seine eigentliche ärztliche Praxis, behandelte zunächst im Distriktskrankenhaus zu Tegernsee arme Augenkrante, ließ sich dann dort, wo er eigene ausgeübte Besichtigungen hat, dauernd nieder und erbaute ein eigenes Spital, das er selbstständig leitete. Er wird aufs Thätigste darin von seiner Gemahlin unterstützt, die

Verantwortl. Mediziner: Dr. Walter Gehensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto E. Hiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.

ihm Assistentin bei seinen Operationen und barmherzige Schwester am Krankenbette ist. Es kann uns nicht wundern, daß die Bevölkerung das herzogliche Paar verehrt und liebt. In der That hat ein solches Samariterthum bisher wohl noch nicht seines Gleichen gehabt. Gleich zahlreiche und herrliche Operationen werden dem Herzog von der Igroier Bevölkerung zu Theil, wenn er, wie in jedem Winter, einige Monate in Meran weilt und dort in gleicher Weise seine ärztliche Thätigkeit ausübt. Wenn der Herzog seinen Wohnsitz ändert, macht er im Anzeigenteil der Zeitungen wie jeder anderer Doktor in Stadt und Land bekannt, wo und wann er zu sprechen ist. Mehr als zehntausend Operationen soll Herzog Karl Theodor schon ausgeführt haben, davon über 1200 an Staarkranken. Er hat eine sehr glückliche und geschickte Hand. Mit seinen Fachgenossen, die ihn hochschätzen, verkehrt er auf's Freundschaftlichste. Er verfolgt die Fortschritte seiner Wissenschaft sehr genau, wird zuweilen noch jetzt in den Hörsälen der Augenkliniken in München oder Wien gesehen; ja, er gilt nicht als ein „Spezialist“ im modernen Sinne, dessen Kenntnisse sich auf ein enges Fach beschränken, sondern er ist noch ein ganzer Arzt. Beim zehnten internationalen medizinischen Kongreß in Berlin 1890 wurde er zum Ehrenpräsidenten für Deutschland ernannt, und die Berliner Medizinische Gesellschaft hat ihn kurze Zeit danach zu ihrem Ehrenmitglied ernannt. So steht der Herzog ständig in inniger Verbindung mit der Wissenschaft und ihren Vertretern. Uebriens hat ja das schöne Beispiel des Herzogs Karl Theodor im Wittelsbacher Fürstenthum anregend gewirkt. Es zählt jetzt einen zweiten Arzt: den Prinzen Dr. Ludwig Ferdinand von Bayern.

**Charlatan und Arzt.** Aus Berlin wird der „Presl. Zig.“ geschrieben: In den Mittheilungen der „Br. Zig.“ über den Umfang der Kurpfuscherei findet sich die Stelle: „Man sollte nicht glauben, daß Leute auf solchen Schwindel hincinsfallen, aber leider geschieht dies tagtäglich.“ Diese Worte haben dem Schreiber dieser Zeilen den alten Meidinger ins Gedächtniß gerufen, und diese Erinnerung möge hier zum Nutz und Frommen der Leser folgen. Weiß vielleicht einer unserer Leser noch etwas vom alten Meidinger? Sämlichlich mehr als den Namen. Der Mann war der Verfasser einer einst weit verbreiteten französischen Grammatik, in welcher sich eine sehr große Anzahl deutscher und französischer Anekdoten als Lebnungsstücke zum Leberlegen befanden. Das mag pädagogisch weniger richtig gewesen sein, als die jetzt üblichen Lebnungsstücke, wie z. B.: „Hast Du den Mann mit goldenen Leuchtern gesehen? Nein, aber ich habe den Freund gesehen, welcher ein Schwein schlachtete,“ aber amüsanter war es für die Schüler jedenfalls. Von diesen Anekdoten ist mir nur eine eingefallen, welche den zitierten Satz drastisch erläutert, und diese soll nachstehend mitgetheilt werden. Sie lautet ungefähr: In dem Postwagen, welcher von Paris nach einer mittleren Provinzialstadt ging, saßen zwei Männer, welche sich anfänglich ganz fremd waren, im Laufe der Reise aber mit einander bekannt wurden, so daß sie sich das Ziel ihrer Fahrt und ihre Zukunftspäne mittheilten. Beide wollten sich in derselben Stadt niederlassen, und Beide wollten dort ihren Unterhalt durch Kuriren der Einwohner gewinnen; der Unterschrieb war nur, daß der Eine ein von der Pariser Universität diplomirter Arzt, der Andere ein banfrotter Kaufmann war. „Es ist mir unbegreiflich,“ sagte der Erste, „wie Sie auf Erfolg rechnen können. Ich habe fünf Jahre lang Medizin studirt und bin trotzdem im Zweifel, ob ich in dieser Stadt meinen Unterhalt finden werde; auf welche Einnahmen können Sie rechnen, der Sie gar nichts gelernt haben?“ — „Oh,“ sagte der Andere, die Rechnung ist sehr einfach. Wie viel Einwohner hat die Stadt?“ — „Etwa fünfthausend,“ war die Antwort. — „Und wie viel Prozent davon sind wohl flug und verständig?“ — „Etwa 5 Prozent.“ — „Nun gut; diese 250 flugen und verständigen Leute werden sich von Ihnen behandeln lassen, die anderen 4750 Menschen kommen zu mir.“ Wir meinen, wenn wir den Anfang ansehen, welchen die Kurpfuscherei hat, daß der alte Meidinger Recht hatte und auch heute noch Recht hat; ob man dagegen aber mit Polizeiorgenen, wie sie Viele verlangen, etwas ausrichten wird, bezweifeln wir — gegen Dummheit kämpfen bekanntlich selbst die Götter vergebens. Man sorge dafür, daß der Prozentatz der flugen und verständigen Leute steigt.

**Ein glücklicher Junge.** Unter den Veröffentlichungen des Standesamtes der Stadt Oberhausen befindet sich folgende Geburts-Anzeige: „Herbert Apollo Manfred Odin Demosthenes Beringetorig, Sohn von Daniel Kleinen.“ Mein Junge, was willst Du mehr? **Preiswerth.** Herr: Ist's möglich, hundert Mark hat Ihnen Ihr Nachbar für das alte Klavier gegeben? — Fräulein: Ja, das heißt, unter der Bedingung, daß ich mir kein neues anschaffe.

## Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten. — Die billige Lieferungs-Ausgabe von **Georg Ebers' Gesammelten Werken**, die die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart unternommen hat, ist bis zur 121. Lieferung gediehen. Die letzten Lieferungen enthalten den Roman *Leopatra* und den Alt-Nürnberg Roman *Im Schmiedefeuere*, der zu den besten des Dichters zu zählen ist.

Notationsdruck und Verlag von Otto E. Hiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.